

GERMANISTISCHE SYMPOSIEN
BERICHTSBÄNDE

Im Auftrag der Germanistischen Kommission
der Deutschen Forschungsgemeinschaft und in Verbindung
mit der »Deutschen Vierteljahrsschrift
für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte«

Herausgegeben von
Wilfried Barner
XXVI

GRENZEN DER GERMANISTIK

Rephilologisierung oder
Erweiterung?

Herausgegeben
von Walter Erhart

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

ISBN 3-476-02047-9

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zu-
stimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfäl-
tigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeit-
ung in elektronischen Systemen.

© 2004 J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt
Satz: Grafik-Design Fischer, Weimar
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm
Printed in Germany
Dezember / 2004

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

Die Jemandssprache.
Plädoyer für eine Deutsche Philologie
unter besonderer Berücksichtigung
von Heinrich von Morungen, Paul Celan und
der ›Auslandsgermanistik‹

VOLKER MERTENS (Berlin)

Ich sitze am Straßengang.
Der Fahrer wechselt das Paradigma.
(frei nach B. B.)

Rose, oh reiner Widerspruch, Lust,
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern.
(Rainer Maria Rilke)

Der Titel »Jemandssprache« bezieht sich kontrafaktisch auf Paul Celans Gedichtband *Die Niemandrose*. Ich habe ihn aus drei Gründen gewählt. Zuerst nehme ich vereindeutigend auf die Bedeutungsspektren von ›Niemand‹ als unbestimmbarem Gegenpart und ›Rose‹ als dem Ding an sich und Symbol des Schweigens Bezug: Jemand als unbestimmtes, aber konkretes Gegenüber, die Sprache als Zeichen und als Kommunikationsmittel. Ich plädiere also für eine reflektierte Beschäftigung mit einer bestimmten Sprache. Zum zweiten beziehe ich mich als Mittelalterspezialist auf einen der kanonischen Autoren des 20. Jahrhunderts, um für eine Überwindung der Spaltung in ›Ältere‹ und ›Neuere‹ Abteilung einzutreten. Schließlich steht Paul Celan für eine transnationale Beschäftigung mit der deutschsprachigen Literatur in doppelter Weise. Celans eigene Nationalität ist nicht die deutsche, sondern in seiner Schaffenszeit die französische, weiter bezieht er sich in seinen Gedichten häufig auf fremdsprachliche, v. a. französische und russische Literatur. Neben Rilkes Grabspruch, der den Titel des Gedichtbandes angeregt hat, stehen Textreferenzen auf u. a. Dante, Verlaine, Ossip Mandelstam und Marina I. Zwetjewa.¹

In einem ersten Teil beziehe ich mich auf die aktuelle Situation im Fach, in einem zweiten vietierte ich für eine spezifische Gegenstandsbestimmung und einen bestimmten Umgang mit den methodischen Paradigmen, in einem dritten für eine Überwindung der Schwelle zwischen Älterer und Neuerer Literatur, wobei ich auf vier Auslandsgermanistiken eingehe, in einem vierten

¹ Bei der Beschäftigung mit Celan war mir v. a. der *Kommentar zu Paul Celans ›Die Niemandrose.‹* Hrsg. von Jürgen Lehmann. Heidelberg 1997, von großem Nutzen.

gebe ich eine vergleichende Interpretation je eines Gedichts von Heinrich von Morungen und von Paul Celan als Beispiel für eine Überschreitung der im Fach institutionalisierten Epochengrenze.

I. Die Situation in der deutschsprachigen Germanistik kann man mit Hilfe zweier Koordinaten beschreiben: einer synchronen, die die Orientierung an den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Problemen, und einer diachronen, die die Orientierung an der Fachgeschichte betrifft. Mit den aktuellen Bezügen wird eine Abstimmung mit dem gesamtulturellen Umfeld propagiert, nicht selten sogar mit politischen Erfordernissen.² Beispiele für ersteres sind v. a. die Ausweitungen der Germanistik zu einer allgemeinen Medienwissenschaft. Bevorzugt werden hier Film und Fernsehen und die neuen elektronischen Medien angeführt, Musik und die klassische bildende Kunst treten demgegenüber, gemäß ihrer geringeren öffentlichen Wahrnehmung, weitgehend zurück. Argumentiert wird mit dem Bedeutungsverlust der Literatur in einer populären ›Medienarena‹ und der ›Auswanderung‹ von früher in der Literatur zentrierten Symbolisierungsprozessen mit lebensweltlicher Bedeutung in andere Medien, wie v. a. in den Film.

Da die Gegenwart als durch die wichtige ökonomische und alltagsweltprägende Rolle der elektronischen Medien bestimmt gesehen wird, fasst man auch in historischen Situationen die Medienproblematik gern als grundlegend auf, im Sinne von McLuhan: »The medium is the message«. Dieses Paradigma lenkt die Aufmerksamkeit auf andere ›Medienumbrüche‹, wie den von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit oder von der Handschrift zum Buchdruck, so dass behauptet wurde, die neuere Literatur beginne mit Gutenberg (Harmut Böhme). Zweifellos sind mit der Fragestellung nach dem Medienparadigma neue Erkenntnisse zu gewinnen, andererseits stellt sich heraus, dass z. B. die Rolle des Buchdrucks für die Produktion und Rezeption von Literatur und die Konsequenzen in undifferenzierter Weise überschätzt und mythisiert wurden.³ Untersuchungen zeigen vielmehr, dass es je nach Literaturtypus

2 Vgl. die Beiträge von Norbert Oellers und Jost Hermand (Forderung nach einer ›rot-grünen‹ Germanistik) in: Bentfeld, Anne/Delabar, Walter (Hg.): *Perspektiven der Germanistik*. Opladen 1997; Böhme, Hartmut: »Germanistik in der Herausforderung durch kulturellen Wandel: zur Heilbringerfunktion der Germanistik«. In: Janota, Johannes (Hg.): *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik*. Bd. 1. Tübingen 1993, S. 30–33; Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Weimar 1994; Weimar, Klaus: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. Paderborn 2003.

3 Zur Medientheorie vgl. jetzt den Beitrag von Natalie Binczek in: Benthien, Claudia/Velten, Hans Rudolf (Hg.): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek 2002, S. 152–174 mit Literatur. Zum Buchdruck: Müller, Jan-Dirk: »Das Gedächtnis der Universalbibliothek: die neuen Medien und der Buchdruck«. In: Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus R. (Hg.): *Literatur und Kulturwissenschaft. Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek 1996, S. 78–95; und die Sammelbände: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a. M. 1989; Günther, Hartmut: *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin/New York 1994.

mehr oder weniger lange dauerte, bis das Veränderungspotential des neuen Mediums wirksam wurde. Die medienwissenschaftliche Seite sieht die Konzentration auf die Außenseite der Medien und ihre Funktion in einem abstrahierten Kommunikationsprozess kritisch, weil die Eigengesetzlichkeiten der jeweiligen Techniken hintangestellt werden. Die verbindende Perspektivierung verschiedener Medienumbrüche unter einer einheitlichen Fragestellung führt notwendigerweise zu einer Dekomplexisierung.⁴

Vergleichbares gilt für die Rückprojektion der Faszination durch bewegte Bilder, wenn mittelalterliche Darstellungen in die Vorgeschichte kinematographischen Sehens einbezogen werden oder die literarische Darstellungsform sequentieller Abläufe mit entsprechender Medienterminologie beschrieben wird. Auch hier stehen den Einsichten in mediale Zusammenhänge nicht selten Verluste an Differenzierung der synchronen historischen und kulturellen Bezüge sowie der diachronen gattungs- und medienspezifischen Vorgaben gegenüber.

Ein weites synchrones Feld der Fachorientierung ist die politische Forderung nach interkultureller Verständigung, der Akzeptanz fremder Kulturen und die Bekämpfung der Fremdenfeindlichkeit. Diesem Impetus, der oft mit ethischem Pathos vertreten wird, verdanken sich die *post colonial studies*, von denen noch die Rede sein wird. In diesem Kontext wird gern mit einem Begriff des ›Anderen‹ argumentiert, der durch seine Beschränkung auf den sozial oder ethnisch ›Anderen‹ gegenüber der philosophischen und psychologischen Dimension deutlich reduziert ist.⁵ Im literarisch-kulturwissenschaftlichen Paradigma ist dieser ›Andere‹ als Thema literarischer Werke Gegenstand der Forschung, aber auch in der Genese von Minderheitenliteratur sowie der Rezeption deutscher literarischer Texte in fremdkulturellem Kontext. Es soll mehr oder weniger unmittelbaren gesellschaftlichen Nutzen bringen, wenn Stereotypisierungen und Stigmatisierungen des ›Anderen‹ in ihrer Entstehung und Wirkung beschrieben und analysiert werden, wobei zumeist eine ›Unheilsgeschichte‹ aufgedeckt wird. Schon die nicht seltene quasi religiöse Wortwahl zeugt von dem Interesse, die Vergangenheit von der Gegenwart her zu interpretieren.⁶

Demgegenüber spielt die Gender-Forschung, in der es anfänglich oft auch um die Perspektivierung gegenwärtiger und rezenter Diskriminierungs- und Gewaltverhältnisse in die Vergangenheit ging, in der Selbstdarstellung des

4 Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. Opladen 1996; Pfeiffer, K. Ludwig: *Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kulturalanthropologischer Medientheorie*. Frankfurt a. M. 1999; Fabler, Manfred: *Cyber-Moderne. Medienevolution, globale Netzwerke und die Künste der Kommunikation*. Wien/New York 1999; vgl. www.telepolis.de.

5 Z. B. Theunissen, Michael: *Der Andere. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart*. 2. Aufl. Berlin 1977.

6 Vgl. die Beiträge von Marina Münkler und Ortrud Gutjahr in: Benthien/Velten: *Germanistik als Kulturwissenschaft* (s. Anm. 3) und die Aufsätze in: Danneberg, Lutz/Vollhardt, Friedrich u. a. (Hg.): *Wie international ist Literaturwissenschaft?* Stuttgart/Weimar 1996, S. 493–599.

Fachs eine geringere Rolle, nicht zuletzt deshalb, weil sie sich von der zeitpolitischen Funktionalisierung entfernt, wenn nicht gelöst hat.

Gemeinsam ist den synchronen Bezügen die angenommene Notwendigkeit, gesellschaftliche Bedeutung zu behaupten und eventuell auch nachzuweisen, bzw. sich damit im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs zu positionieren. Somit wird das frühere Identitätskonstrukt der ›Nationalphilologie‹ durch ein, bzw. mehrere andere, wie die multikulturell offene Gesellschaft, ersetzt.⁷ Die Verbindung des literarisch-kulturellen Feldes mit dem gesellschaftlich-politischen erfolgt darüber hinaus aus einem Bedürfnis nach Innovation und dann nicht selten mit moralischem Sendungsanspruch. Der Erneuerungsbedarf führt zu dem permanenten Theorieimport, zuerst aus Frankreich mit Semiotik, Dekonstruktivismus und Psychoanalyse, dann vor allem aus den USA mit den diversen Poststrukturalismen wie *pictorial turn*, *cultural turn*, *anthropological turn* usw. Damit wird die Innovationsfreude der Germanistik nachgewiesen und ein Fortschrittsparadigma etabliert, das vielfach qualitativ interpretiert wird. Dabei ist die relativ geringe Halbwertszeit der jeweiligen *turns*, da sie unter dem Innovationsimperativ unterliegen, nicht zu übersehen. Eine der Ursachen dafür liegt im Importcharakter der Theorien, die in anderen gesamt- und wissenschaftskulturellen Zusammenhängen entwickelt wurden, und im deutschen Kontext anders funktionieren⁸. So ist das Postulat nach Interkulturalität kaum von Globalisierungsparadigmen und damit letztlich nicht vom ökonomischen und kulturellen Hegemonieanspruch der USA zu trennen. Die Orientierung an dem ökonomischen Programm der Globalisierung zeigt sich zuletzt am Boom der Latin American Studies und Asian Studies seit den 80er Jahren. Dass das weniger auf die Bedürfnisse der ständig anwachsenden spanischsprechenden Bevölkerung der USA als auf das wirtschaftliche Interesse zurückzuführen ist, zeigt der rasante Aufstieg des Chinesischen, das im gleichen Maße zugenommen hat, wie die europäischen Sprachen, v. a. Deutsch, Französisch, Russisch, abgenommen haben. Die Frage nach dem *cui bono?*, die die Politiker heute an z. B. die Berliner Universitäten stellen, regiert die amerikanischen schon lange. Hinzukommt ein mikroökonomischer Effekt, dass nämlich gut zahlende Studenten aus asiatischen Ländern in den USA studieren und als Alumni ihre Universitäten auf dem Prestige- und Finanzsektor fördern.

Die diachronen Bezüge werden zwar in der öffentlichen Diskussion weniger offen vertreten, wirken aber als Fachtradition und Fachgeschichte nicht weniger stark als die synchronen: wir benutzen die alten Ausgaben, beziehen uns auf früher gesammelte Daten und Beschreibungen, nehmen ältere Analysen auf und weisen zumeist nur die Interpretationen als zu zeitgebunden

7 Bachmann-Medick, Doris (Hg.): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt a. M. 1996; darin D. Bachmann-Medicks neuer postkolonialer Begriff von Weltliteratur.

8 Vgl. Danneberg, Lutz/Schönert, Jörg: »Zur Transnationalität und Internationalisierung von Wissenschaft«. In: Danneberg/Vollhardt: *Wie international ist Literaturwissenschaft?* (s. Anm. 5), S. 7–80, v. a. S. 50 ff.

zurück, ohne hinreichend zu bedenken, dass schon in der Datenauswahl und Datenrepräsentation sowie den Beschreibungskriterien Exklusions- und Inklusionsprozesse sowie interpretatorische Vorentscheidungen wirksam sind. Die *new philology*, die in der Text- und Überlieferungsgeschichte zumindest ein deutsches Pendant, wenn nicht gar einen Vorläufer hat,⁹ ist eine aus den *cultural studies* erwachsene textwissenschaftliche Konsequenz der Einsicht, dass die textlichen Grundlagen der Beschreibungs-, Analyse- und Interpretationsprozesse zu hinterfragen sind. Dabei sollte impliziert sein, dass diese Bereiche prinzipiell aufeinander bezogen bleiben und nicht voneinander zu trennen sind. Die Wahl eines bestimmten Textzustandes ist bereits Interpretation und sollte daher mitreflektiert werden.

Die diachrone Orientierung, der Bezug auf die Fachtradition, ist, im Gegensatz zur synchronen, immer wieder problematisiert worden. Seit dem epochalen Münchener Germanistentag von 1966 steht die Fachgeschichte unter dem Generalverdacht, die Germanisten seien in überwältigender Mehrzahl die ›willigen Vorarbeiter‹ des Nationalsozialismus gewesen.¹⁰ So notwendig der kritische Blick auf die Funktion der Germanistik im ›Verblendungszusammenhang‹ des Dritten Reiches war und ist, so sind doch Verdikte, die Fachwissenschaft sei in ihrem main-stream ein Teil des ominösen ›deutschen Sonderwegs‹ gewesen, pauschal und undifferenziert. Aussagen wie die, dass sich die Germanistik seit 1900 immer rückhaltloser »mit einem imperialistischen Nationalismus« identifiziert habe,¹¹ erweisen sich bei der Lektüre des derart präfazierten Bandes, z. B. der Beiträge von Wyss oder Osterkamp¹², als zu wenig differenziert. Bei der Feststellung, dass durch bestimmte Einstellungen und Aktivitäten den Nationalsozialisten der Boden bereitet wurde,¹³ darf man im Hinblick auf eine historische Analyse, die nicht unter dem ›Heil/Unheil‹-Paradigma steht, nicht stehen bleiben. Eine Fachgeschichte, die ohne inquisitorische Haltung die synchronen Zusammenhänge analysiert und diachrone Entwicklungen beschreibt, ist nach wie vor ein Desiderat.

Sich auf die Tradition des Faches zu beziehen, sollte nicht von vornherein suspekt sein. Die Geschichte der Germanistik ist an Paradigmen reich, und

9 Ich verkenne nicht die Bedeutung der *new philology* in der aktuellen Fachdiskussion – vgl. die Beiträge von Jürgen Wolf und Jörg Döring in Benthien/Velten: *Germanistik als Kulturwissenschaft* (s. Anm. 3), S. 175–195 und S. 196–215, wo die Bedeutung der seit den 60er Jahren entwickelten Text- und Überlieferungsgeschichte rechtens gewürdigt wird.

10 Fohrmann, Jürgen: *Wissenschaft und Nation: Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1991.

11 König, Christoph/Müller, Hans Harald/Röcke, Werner (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*. Berlin/New York 2000, Vorwort S. VI.

12 Beiträge von Ulrich Wyss und Andreas Heusler in König/Müller/Röcke: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 128–140; Osterkamp, Ernst: »Friedrich Gundolf«. In: König/Müller/Röcke: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 162–175.

13 Z. B. Kasten, Ingrid: »Friedrich Panzer«. In: König/Müller/Röcke: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 152–161.

Auseinandersetzungen um den Vorrang des einen oder anderen gehören zur Tradition des Faches, wie ein Blick auf das 19. Jahrhundert, in dem sich die Disziplin ausformt, schnell erkennen lässt. Um die editorischen Prinzipien z. B. wurde leidenschaftlich gestritten, so um die sog. Lachmannsche Methode im Vergleich zu Jacob Grimms ›wilder‹ Philologie (s. u.). Viele gegenwärtige Methoden können sich daher auf die Fachtradition berufen und tun dies gelegentlich auch, so auf die breite kulturwissenschaftliche Orientierung der Grimms, hier im Sinn einer germanischen Altertumskunde. Jedoch sollte der Kontext mitreflektiert und nicht lediglich nach einer historischen Legitimation der eigenen Position gesucht werden. Es geht vielmehr darum, auch Paradigmen, die sich quer zu aktuellen politischen Forderungen stellen, aufzugreifen und weiterzudenken.

II. Gegenstand der Germanistik ist die Literatur der deutschsprachigen Länder, auch der Regionen außerhalb der Staatsgebiete Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, wie z. B. der Bukowina, und die deutschsprachige Literatur der türkischen Minderheit. ›Nationalphilologie‹ ist also nicht politisch, sondern sprachlich bestimmt, ungeachtet der Tatsache, dass das Sprachargument auch politisch funktionalisiert wurde und wird. Nicht zuletzt im Hinblick auf die ›Germanistik als Fremdsprachenphilologie‹, also die sog. Auslandsgermanistik, ist ›Kernsprache deutsch‹ ein sinnvolles und praktikables Paradigma. Für viele fremdsprachige Wissenschaftler und Studierende, die die Mühe des Sprachenlernens nicht nur für das Sichverständigen und Dolmetschen oder funktionalisiert in Arbeitszusammenhängen auf sich nehmen, ist die Beschäftigung mit Literatur in dieser Sprache Weg und Ziel ihres Bemühens. Das bedeutet natürlich keinesfalls, dass nicht die Heranziehung von ›Kontaktliteraturen‹ sinnvoll, ja sogar geboten sein kann – etwa des Lateinischen für das deutsche Mittelalter, des Französischen für die Zeit vor und um 1200 oder für das 18. Jahrhundert, des Englischen für die zweite Hälfte desselben – oder der russischen Texte von Mandelstam oder Zwetajewa, um wieder auf Paul Celan zurückzukommen. Während jedoch in der Mediolatistik, der Romanistik und Slavistik die jeweilige Sprache und Literatur um ihrer selbst willen studiert wird, wird in der Germanistik die anderssprachige Literatur um der deutschen willen betrieben. Für die Beschäftigung mit den ›Kontaktliteraturen‹ ist die deutsche Universitäts- und Studienorganisation, die in der Regel ein Zwei-, oder sogar Dreifachstudium vorsieht, und daher Germanisten mit anderssprachlichen Nebenfächern nicht selten sind, eine gute Voraussetzung.

Mag ich auch mit diesen Überlegungen eher offene Türen einrennen, so ist mein daran anknüpfender Vorschlag selten in die Diskussion eingebracht worden. Ich plädiere – im Unterschied zu Heinz Schlaffer¹⁴ – für eine ›lange Literaturgeschichte‹, die also sowohl Heinrich von Morungen wie Paul Celan umfasst. Schlaffer hat für seinen Befreiungsschlag die ›Lebendigkeit‹ der Literatur, ihre Verwurzelung im gegenwärtigen kulturellen Gedächtnis zum Maßstab genommen; daher beginnt er mit der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

14 Schlaffer, Heinz: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*. München 2002.

hunderts. So wird jedoch ein seit spätestens um 1800 revitalisierter Traditionsstrang ignoriert. Das plakativste Beispiel dafür ist das *Nibelungenlied* und seine vielfache, aber meist nicht differenziert genug beschriebene, Wirksamkeit bei Richard Wagner, Fritz Lang und Moritz Rinke sowie die sehr unterschiedlich zu betrachtenden Funktionalisierungsphänomene.¹⁵ Durch die Verkürzung der Literaturgeschichte im Sinne Schlawfers werden aber nicht nur ästhetische Erlebnismöglichkeiten eliminiert, sondern auch Übertragungen von beispielhaften Erkenntnissen und Methoden, die im Zusammenhang mit älteren Texten entwickelt wurden, auf neuere ausgeschlossen oder zumindest erschwert.

Ich gebe vier Beispiele: 1. Die Kontextualisierungen in der Minnesangforschung im Hinblick auf literarische und kulturelle Bezüge beim völligen Ausfall biographischer Informationen und daher des entsprechenden Paradigmas. Die Tatsache, dass hier nur ›kreative Situierungen‹, also interpretatorische Konstrukte, sinnerschließend wirken können, öffnet den Blick dafür, dass, auch bei aller Datenfülle des Biographischen, ›kreative Situierungen‹ in der neueren Literatur vorgenommen werden, deren Konstruktcharakter offen zu legen ist. In der Minnesangforschung gibt es in jüngerer Zeit eine Kontroverse, ob die Lieder nur symbolischen oder einen realen Lebensweltbezug haben, ob sie also im gesellschaftlichen Handeln der Entstehungssituation vornehmlich Herrschaftssicherung, Gruppensolidarität, ja elitären Sensibilitätskult betreiben, oder auf die Herbeiführung tatsächlicher erotischer Situationen zielen, also konkretes Werbungshandeln sind.¹⁶ Angesichts des Fehlens biographischer Daten, ja sogar allgemeiner lebensweltlicher Muster, gibt es keine Plausibilitätsoptimierung. Hier kann der Blick auf die komplexen Bezüge zwischen Biographie und Literatur, wie etwa die Vermittlung von Liebes- und Schreibakt bei Goethe, zumindest vor simplistischen Theorien warnen, wenn nicht sogar zur Entwicklung von Kategorien dienen, die der Minnesangforschung jenseits problematischer Struktur analogien weiterhelfen. Goethes Rekurs auf Erfahrung z. B. im *Werther*, seine Amalgamierung verschiedener Frauenbilder in der Gestalt Lottes (Charlotte Buff, Maximiliane Brentano, Cornelia Goethe), seine Nutzung von fremden Biographien und entsprechen-

15 Ich nenne als positives Beispiel Heinzle, Joachim/Waldschmidt, Anna (Hg.): *Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum*. Frankfurt a. M. 1991; Münkler, Herfried: »Mythen-Politik. Die Nibelungen in der Weimarer Republik«. In: *Richard Wagner – ›Der Ring des Nibelungen‹. Ansichten eines Mythos*. Hrsg. von Udo Bernbach und Dieter Borchmeyer. Stuttgart/Weimar 1995. Zur Wagnerrezeption demnächst mein Artikel: »Wagner und die Folgen« im Katalog der Nibelungenausstellung Worms 2003.

16 Kiepe-Willms, Eva: *Liebesleid und Sangeslust: Untersuchungen zur deutschen Liebeslyrik des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts*. München 1990; Haferland, Harald: *Hohe Minne. Zur Beschreibung der Minne-Kanzone*. Berlin 2000; Müller, Ulrich: »Minnesang – eine mittelalterliche Form der Erlebnislyrik. Essai zur Interpretation mittelalterlicher Liebeslyrik«. In: *Literarisches Leben* (Festschrift Volker Mertens). Hrsg. von Matthias Meyer und Hans-Jochen Schiewer. Tübingen 2002, S. 597–618.

dem Material (Jerusalem) zeigen, dass die Alternative ›lebensgeschichtlich irrelevantes Konstrukt‹ vs. ›biographische Relevanz‹ falsch gestellt ist und die Offenheit von Literatur – von Liebesdichtung zumal – ignoriert. Minnesang lässt sich, nicht anders als die Literatur des 18. Jahrhunderts, unter den Fragestellungen der historischen Anthropologie¹⁷ behandeln und damit aus dem Ghetto der reinen *poésie formelle* herausführen.

2. Die Beschäftigung mit der Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte. Für die Literatur des 18. Jahrhunderts ist sie unbestritten in hohem Maße verständnisfördernd, aber auch für die des 15./16. Jahrhunderts. Sebastian Brants *Narrenschiff* und Veit Warbecks *Magelone* wären als Beispiele zu nennen, oder Heinrich Wittenwilers lange Zeit nur vordergründig satirisch verstandener *Ring*¹⁸, vom *Ackermann* des Johannes von Tepl ganz zu schweigen.

3. Die Reflexion über die Rolle des Lesens im gesellschaftlichen Kontext betrifft ebenso die spätmittelalterliche Literatur wie die des 18. Jahrhunderts: Das gemeinschaftliche Lesen/Vorlesen in sich darüber definierenden Gruppen wie den Lesegesellschaften und religiösen Zirkeln, genau so wie den Ordensgemeinschaften im Mittelalter oder höfischen Gruppierungen mit dem Austausch von Liedern, von denen wir wenig Konkretes wissen; so wird z. B. Dante in der *Vita nova* evoziert, deren Übertragbarkeit auf Deutschland wäre zu prüfen.¹⁹

Ein letztes, anders gelagertes Beispiel ist die in jüngerer Zeit von den Theoretikern, wie z. B. Gerard Genette, propagierte Berücksichtigung literarischer ›Paratexte‹, wie Einleitungen, Klappentexten, Anzeigen. In der Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur ist die Heranziehung von ›Paratexten‹ seit einiger Zeit fruchtbar gemacht worden. Seitenlayout, Rubrizierungen und Initialen als Hinweis auf Rezeptionssteuerung, Marginalien als Reflexe von Leseprozessen, Register als Erschließungsinstrumente für intendierte Nutzungen werden herangezogen, um die Situativität der Texte zu erschließen. Dass die graphische Gliederung und das Seitenlayout rezeptionssteuernde Wirkung hat, ist bekannt; für die Steuerung derselben durch den Autor sei auf Mall-

17 Vgl. den Beitrag von Werner Röcke in: Benthien/Velten: *Germanistik als Kulturwissenschaft* (s. Anm. 3), S. 35–55 mit Literatur.

18 Die Literatur zu Brant ist sehr umfangreich. Es wäre z. B. an die *Narrenschiff*-Predigten Geilers von Kaysersberg zu denken. Zu Warbeck vgl. den Kommentar von Müller, Jan Dirk (Hg.): *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 1990; zu Wittenwiler die – den Aspekt vereinseitigende – Arbeit von Lutz, Eckart Conrad: *Spiritualis fornicatio*. Sigmaringen 1990.

19 Vgl. Mertens, Volker: »Dialog über die Grenzen: Minnesänger – Troubadors – Trouvères. Intertextualität in den Liebesliedern Rudolfs von Fenis.« In: *Kritische Fragen an die Tradition. Festschrift für Claus Träger*. Hrsg. von Marion Marquardt u. a. Akademischer Verlag Stuttgart 1997, S. 15–41.; ders.: »Biographisierung« in der spätmittelalterlichen Lyrik Dante – Hadloub – Oswald von Wolkenstein«. In: *Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter. Transfers culturels et histoire littéraire au moyen âge*. Hrsg. von Ingrid Kasten, Werner Paravicini, René Pérennec. Sonderdruck. Beihefte der *Francia*, hrsg. vom Deutschen Historischen Institut Paris. Band 43. Sigmaringen, S. 331–344.

armé oder meinen Paradefall Paul Celan verwiesen. Vergleichbar werden in der mittelalterlichen Kodikologie Zeilen- und Strophengliederung, Initialen und Ausstattung zum Verständnis der aufgezeichneten Texte herangezogen.²⁰

III. Die angeführten Beispiele machen deutlich, dass die Zweiteilung des Faches in eine ›Ältere‹ und eine ›Neuere‹ Literatur arbiträr und obendrein ein Spezifikum der deutschen Wissenschaftsorganisation ist. Entsprechend wird die Grenze von Universität zu Universität unterschiedlich markiert. Gehört die ›Gutenberggalaxis‹ von Beginn an zur ›Neueren‹ Literatur, wie Hartmut Böhme will? Fängt diese mit Luther an oder erst mit Klopstock? An der FU Berlin gibt es eine ›Mittlere Literatur‹, an der Universität Zürich unterrichten die ›Altgermanisten‹ Gegenstände bis 1700.

Die Zweiteilung des Faches gibt es seit etwa 130 Jahren, sie hat sich seither in Lehrstühlen und Prüfungsordnungen organisatorisch verfestigt. In der Zeit bis um 1870 bestand die Universitätsgermanistik fast ganz in der Erforschung der mittelalterlichen Sprache, Literatur und, je nach Lehrerpersönlichkeit mehr oder weniger ausgeprägt, der Kultur.²¹ Die Germanistik hatte sich damit als Universitätsfach etabliert und es kam zur Einrichtung germanistischer Seminare, wobei die Universität Rostock die Vorreiterrolle spielte (1858), die Nachhut bildete die Ludwigs-Maximilians-Universität München (1895). Hier wurden auch ›neugermanistische‹ Lehrstühle eingerichtet, wobei mitunter beide Epochen von einem Hochschullehrer vertreten wurden. Eine Auseinanderentwicklung begann bald nach 1900, da die ›Neugermanistik‹ sich verstärkt hermeneutischen Fragen zuwandte, während die ›Altgermanistik‹ noch weitgehend positivistischen Arbeitsmethoden verpflichtet blieb. Das änderte sich jedoch in den Zwanziger Jahren, und es waren vornehmlich ›Gesamtgermanisten‹, die diese Modernisierung betrieben, wie z. B. Günther Müller oder Richard Alewyn.²² Die ältere Germanistik hat sich wenigen synchron

20 Zuletzt Mertens, Volker: »Visualizing Performance«. In: Starkey, Kathryn/Wenzel, Horst (Hg.), erscheint 2004.

21 Tomasek, Tomas: »Germanistische Mediävistik«. In: Honemann, Volker/Tomasek, Tomas (Hg.): *Germanistik*. Münster u. a. 1999, S. 1–32; Janota, Johannes (Hg.): *Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870*. Tübingen 1980; Mewes, Uwe: »Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875–1896)«. In: *Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft. Sonderheft DVJS* 61 (1987), hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, S. 69–122; Hermand, Jost: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek 1994; Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (s. Anm. 2).

22 Alewyn begann mit einer Dissertation über Opitz, arbeitete dann über Johann Beer, schrieb einen wegweisenden Aufsatz zu Neidhart [ZfdPh 56(1931), S. 37–39], plante ein großes Buch zur Empfindsamkeit, arbeitete über Hofmansthal. Zu Alewyn siehe jetzt den Beitrag von Klaus Garber in: König/Müller/Röcke: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 211–220, der ihn zum Vorläufer der historischen Anthropologie, die allein das Fach zukunftssicher mache, ausruft (S. 220). In der jüngeren Zeit ist an Eberhard Lämmert mit seiner Habil.-Schrift über Heinrich den Teichner (*Reimsprecherkunst im Spätmittelalter*, 1970) zu denken.

inspirierten Fragestellungen geöffnet, sie galt und gilt daher in der Wahrnehmung von Wissenschaftlern und Studierenden als traditionell, altmodisch und konservativ. Das ist nur sehr eingeschränkt richtig. In dem von Claudia Benthien und Rudolf Velten herausgegebenen Sammelband *Germanistik als Kulturwissenschaft* bemühen sich Altgermanisten erfolgreich, ihre Theorieorientiertheit nachzuweisen, und in diesem Sinn verstehen die Herausgeber die auf den ersten Blick absurde Zweiteilung jedes Theoriefeldes als Beitrag zur Überwindung der Spaltung. Das Bemühen, die Spaltung zu überwinden, hätte allerdings durch eine einheitliche theoretische Grundlegung und daran anschließende beispielhafte Anwendung auf Gegenstände aus dem Gesamtbereich der deutschen Literatur besser geleistet werden können.

Sicherlich kann und muss es Mittelalterspezialisten geben wie Barockspezialisten, aber die Aufrechterhaltung von Grenzen, selbst wenn sie zeitlich flexibel sind, führt zur Verarmung des Fachs. Wobei eher die Mittelalterforscher einen Blick über den Zaun werfen, als die Neuzeitler. Die Kompetenz in zeitlich eingegrenzten Literaturen sollte durch zeitlich weiter gespannte Arbeitsfelder ergänzt werden, die Erfassung der literarischen ›kurzen‹ Prozesse durch die der ›langen‹, was nicht a priori Kontinuität oder gar Teleologie bedeuten muss.

Während wir von den Studierenden zumeist eine ›lange‹ Literaturgeschichtskennntnis erwarten, zumindest gilt dies für die FU Berlin, so begnügen wir uns als Lehrende mit zwei ›kurzen‹ Literaturgeschichten, die dann durchaus sinnvoller Weise auf zeitgenössische fremdsprachliche Texte verbreitert werden. Doch eine Erprobung der Beschreibungs-, Analyse- und Interpretationsfähigkeit kann an einem mittelalterlichen Text mindestens so wirkungsvoll vorgenommen werden, wie an einem der ›Kontaktliteraturen‹. Die fremde Sprache birgt schließlich Aneignungs- und Verständnisprobleme, die beim mittelalterlichen Deutsch deutlich geringer sind. Die Beschäftigung mit ihm befördert zudem die Reflexion über die Historizität von Grammatik und Semantik, die allen Verständnisversuchen von Texten, auch den historisch weniger weit entfernten in der ›kurzen‹ Geschichte, beigeordnet sein sollte. Mein Plädoyer für die ›Kernsprache deutsch‹ bezieht sich also auf die gesamte deutsche Sprach- und Literaturgeschichte und betrifft damit auch eine grundsätzliche Revisionsarbeit an den Voraussetzungen von Kanonisierungen, wie sie Schläffer zum Ausgangspunkt genommen hat.

Schließlich kommt als Bedingung und Chance die Germanistik als Fremdsprachenphilologie (GaF) hinzu. Man wird die dort betriebene intensive Beschäftigung mit der deutschen Sprache im Prozess ihrer Aneignung, die zu einer oft besonders hohen Reflexivität über ihre Gestalt und Ausdrucksmöglichkeiten führt, in der Beschäftigung mit der Literatur und für ihr Verständnis nutzbar machen. Der sprachlich-philologische Zugang zur Literatur ist hier der primäre, was natürlich kulturwissenschaftliche oder anthropologische Zugänge nicht ausschließt.

Daneben ist die Zwischenstellung der GaF zwischen den Wissenschaftstraditionen ihrer Heimatländer und des Zielsprachenlandes fruchtbar zu machen. Das bedeutet eine ›interkulturelle Germanistik‹ der zweiten Art: nicht

nur das andere ›Funktionieren‹ deutscher Texte in fremden Zusammenhängen, etwa Goethe in Sri Lanka, Brecht in Japan,²³ sondern die Reflexion über die divergierenden Voraussetzungen, Germanistik zu betreiben.

Ich erläutere das an vier Beispielen: Frankreich, USA, Tschechien und China; ›Auslandsgermanistiken‹, die ich aus eigener Erfahrung kenne und mit deren Vertretern ich über die entsprechenden Probleme diskutiert habe. Während für Frankreich eine Konzentration auf Beschreibung und Analyse bei einer gewissen theoretischen Abstinenz typisch ist, dominiert in den USA der Theoriebezug. Für Tschechien liegt, aufgrund der eigenen deutschsprachigen Tradition, ein Schwerpunkt auf der (deutschen) Literatur, nicht zuletzt auch der des eigenen Territoriums. Alle Studierenden, auch die, die nicht ins Lehrfach gehen, erhalten eine gründliche Ausbildung in Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte. In China schließlich ist die Situation an der Peking-Universität von der der übrigen Universitäten sehr verschieden.

1. Die Germanistik in Frankreich ist in mehrfacher Hinsicht der französischen Wissenschafts- und Ausbildungsorganisation verpflichtet, wie Reinold Werner dargelegt hat.²⁴ Das betrifft einmal die Gegenstände: es sind die ›großen‹ Texte vor allem, auf die die Hochschätzung projiziert wird, die dem französischen literarischen Erbe eingeräumt wird. Hinzu kommt, dass Germanistik in hohem Maße Sprachausbildung ist und, da eine literarisch geschulte Hochsprache dem französischen Ideal entspricht, auch hier die Beschäftigung mit sprachlich vorbildlichen Texten wichtig ist. Die Tatsache, dass in Frankreich ein literarisch-ästhetischer Kanon weitgehend akzeptiert wird, kann nicht, wie es in den USA getan wird, als Ausdruck einer wilhelminischen Sonderwegtradition gesehen werden. Da das Universitätsstudium auf die Deutschlehrerausbildung ausgerichtet ist, werden hauptsächlich die Methoden gelehrt und geübt, die dem Verfahren der *explication de texte* entsprechen, d. h. ein Werk und den Autor in den Mittelpunkt stellen, dessen Kontexte und innerliterarische Bezüge betrachten sowie Stoffliche und motivgeschichtliche Parallelen und Ableitungen erforschen. Die Aufnahme strukturalistischer und poststrukturalistischer Methoden erfolgt daher nur ansatzweise. In der deutschen Germanistik werden die französischen Arbeiten nicht nur aufgrund der ›Sprachbarriere‹, sondern auch wegen ihres ›Theoriedefizits‹ selten wahrgenommen. Das darf im Sinne einer transkulturellen Kommunikation der Germanistiken jedoch nicht zur Abwertung führen, sondern könnte zur Relativierung des Hegemonialanspruchs jeweils aktueller Theoreme führen und die deutsche Germanistik z. B. im Hinblick auf die längere Zeit vernachlässigte motivgeschichtliche Arbeit ergänzen, v. a. aber eine Unterbewer-

23 Nach Krusche, Dietrich: »Die Kategorie der Fremde«. In: ders./Wierlacher, Alois: *Hermeneutik der Fremde*. München 1990, S. 17 ff.

24 Werner, Reinold: »Verwaltungszwang versus Innovation. Über Berührungängste der französischen Germanistik am Beispiel der Strukturalismusdebatte«. In: Danneberg/Vollhardt: *Wie international ist Literaturwissenschaft?* (s. Anm. 6), S. 329–336.

tung des Sprachlichen vor dem Hintergrund der französischen Hochachtung vor der Sprache als Kommunikationsmittel kompensieren.

2. In den USA ist die Situation nahezu komplementär. Der Sprachbewunderung der Franzosen steht eher eine Gleichgültigkeit der Amerikaner gegenüber sprachlichen Gestaltungsprinzipien gegenüber. Fremdsprachen werden immer weniger gelehrt und gelernt, der Gebrauch von Übersetzungen in den Fremdsprachenphilologien ist weit verbreitet. Die Zentrierung auf ein Werk oder einen Autor wird eher gemieden, sie gilt als Reduktion komplexer Bezüge im gesamtulturellen Feld. Die Wissenschaftsorganisation verlangt von den Individuen ein hohes Maß an Innovation, das vor allem im theoretischen Bereich postuliert wird; ›theoriefeindlich‹ ist schon fast ein wissenschaftliches Todesurteil. Da über die Weiterqualifikation eines Forschers häufig nicht Wissenschaftler aus dem eigenen Fach, sondern aus verwandten Disziplinen entscheiden, kommt dem allgemeiner kommunizierbaren Effekt von Theorien eine höhere Evidenz zu, als eine nur den engeren Fachleuten vermittelbare Textanalyse und -interpretation. Der für ein Weiterkommen notwendige hohe Aufmerksamkeitspegel wird am besten durch neue, spektakuläre Perspektiven auf die Literatur bzw. auf kulturelle Phänomene erzeugt, nicht so sehr durch differenzierte Werkanalysen oder gar Editionen. Dabei genießen die Theorien und Methoden, die sich synchron auf aktuelle gesellschaftliche Situationen beziehen, besondere Beachtung; die Literaturwissenschaft weist damit nicht nur ihre Aktualität, sondern auch ihre gesellschaftliche Nützlichkeit nach. Der politisch eingeforderte Respekt vor Minderheiten und das Postulat nach Antidiskriminierung führt zu den »Eskimo-Lesbian-Studies« (Harold Bloom), die gesellschaftliche Defizite kompensieren wollen. Im Fall der Germanistik ist mit der Abwendung vom Kanon und seiner vermuteten Funktion, die – problematisch gesehene – deutsche Identität zu konstruieren, häufiger ein normenkritischer Impuls verbunden.²⁵ Es sei nicht bestritten, dass aus solchen Forschungen wichtige Einsichten in das ›Funktionieren‹ der Texte in ihrer jeweiligen Situativität resultieren können, jedoch müsste im Fall einer Übernahme der Themen die aktuelle politisch-gesellschaftliche Motivation mitreflektiert werden. Die amerikanische Germanistik-Szene ist zweifellos differenziert, aber während die Arbeiten einzelner amerikanischer Germanisten oft wenig wahrgenommen werden, gilt den Theorien ein hoher Aufmerksamkeitswert. Sie sind im Sinn eines transatlantischen Phantasmas öffentlich gut zu vermitteln, was mit einer allgemeinen Hochschätzung der amerikanischen

25 Vgl. Kaiser, Nancy: »Who Cares? Cultural Studies, Feminist Literary Criticism«. In: Adler, Hans/Hermand, Jost: *Concepts of Culture*. New York u. a. 1999, S. 83–104, wo von der Neuorientierung auch eine Überwindung pädagogisch fragwürdiger Konzepte, wie des Frontalunterrichts, erwartet wird (S. 97). In den Beiträgen dieses Bandes finden sich reichlich Beispiele für die ›horizontale‹ Orientierung an politischen und gesellschaftlichen ›Imperativen‹ und die Kritik an einer ›vertikalen‹. Daneben gibt es auch Nachdenkliches, z. B. im programmatischen Essay von Hohendahl, Peter Uwe: »The Quest for Cultural Studies Revisited«. In: ebd., S. 1–24.

Kultur zusammenhängen mag. Der Theorietransfer isoliert diese jedoch aus ihrem gesellschaftlichen und wissenschaftsorganisatorischen Umfeld und hat deshalb nicht selten einen Anflug von Beliebigkeit, was in der Öffentlichkeit wenig schadet, wenn nur der Glanz der Innovation auf den Import fällt. Das wiederum führt zu Abwehrreflexen in der Wissenschaftlerkommunität, die sich, wie Walter Erhart im Fall der ›Germanistik‹ nachgewiesen hat, v. a. an der ›importierten‹ Terminologie festmachen.²⁶ Zu wünschen wäre eine kritische Analyse der Kontextgebundenheit der Theoreme und eine Überprüfung ihrer Leistungsfähigkeit im Rahmen der deutschen Germanistik. Das Innovationspotential, das durch die Prämierung der Konkurrenz im amerikanischen Wissenschaftsbetrieb geweckt wird, soll durch solche Einwände nicht neutralisiert oder abgewiesen werden, im Gegenteil: eine reflektierte Aneignung kann die deutsche Germanistik in hohem Maße bereichern und hat es auch schon getan. Der Versuch, die europäischen Fremdsprachenphilologien zu bündeln, hat zu den stark soziologisch und historischen ›European Studies‹ geführt. Zwischen ihnen und der amerikanischen Germanistik gibt es, trotz vergleichbarer kulturwissenschaftlicher Orientierung, nur geringe Austauschbewegungen, wie Paul Michael Lützeler beklagt.²⁷ Er sieht Möglichkeiten einer Kooperation vornehmlich in der Anpassung der Germanistik, d. h. in der Übernahme der neuen Kulturtheorien und kulturwissenschaftlichen Paradigmen wie Multikultur und Postkolonialismus.²⁸ Er begründet dies mit der Globalität der Phänomene, die sich einem isoliert nationalen und literaturwissenschaftlichen Zugriff verweigern. Die Notwendigkeit der Beschäftigung mit Multikultur und Postkolonialität wird wiederum politisch begründet. Die komparatistisch-literaturwissenschaftlichen ›West European Studies‹, die Henry H. Remak an der Indiana University in Bloomington inauguriert hat, gelten ihm daher als obsolet. So fordert er die Öffnung der Germanistik – nicht nur der amerikanischen – zu ›European Studies‹ »ohne natürlich dabei ihren primären Gegenstand, die Literatur, preiszugeben«²⁹. Er geht allerdings nicht darauf ein, dass das bei der von ihm gewünschten Orientierung an den genannten Paradigmen nur ein schmaler Teil des »primären Gegenstand(es)« sein könnte.

3. In der tschechischen ›Anrainergermanistik‹ wird die deutschsprachige Literatur als eigener ›nationaler‹ Gegenstand behandelt. Die tschechischen Studierenden nehmen ihn vor der Folie der ›heimatlichen‹ tschechischen Literatur als sowohl ähnlich – aufgrund der vielfältigen Gemeinsamkeiten – wie als anders und eigenständig wahr. Die Mühe der Aneignung der recht fremden Sprache findet in der Beschäftigung mit der deutschsprachigen Literatur, v. a. in ihren komplexeren sprachlichen Gestalten, ihren Lohn. Die

26 In Danneberg/Vollhardt: *Wie international ist Literaturwissenschaft?* (s. Anm. 6), S. 305–328.

27 Lützeler, Paul Michael: »Germanistik und European Studies«. In: Wierlacher, Alois (Hg.): *Handbuch interkultureller Germanistik*. Stuttgart 2003, S. 143–149.

28 Lützeler: *Germanistik und European Studies* (s. Anm. 27), S. 146.

29 Lützeler: *Germanistik und European Studies* (s. Anm. 27), S. 148.

Benutzung von Übersetzungen wird grundsätzlich abgelehnt; da eine große Gewandtheit im Gebrauch des Deutschen angestrebt wird, ist die Universitätssprache Deutsch, und Seminar- und Abschlussarbeiten werden grundsätzlich auf Deutsch abgefasst. Das Problem des Missbrauchs der ›Nationalphilologie‹, der im Nationalsozialismus gipfelte, wird mit Gelassenheit gesehen, da die Zeit noch in Erinnerung ist, wo die Germanistik mit anderen westlichen Philologien die ›Literatur des Klassenfeinds‹ erforschte, ungeachtet der Tatsache, dass ein sozialistisches Regime ebenfalls die deutsche Literatur für sich in Anspruch nahm. Die Vorstellung einer ›demokratischen Nationalphilologie‹ findet daher breiten Zuspruch. Komparatistische Ansätze sind aufgrund der Schlüsselqualität ›deutsche Sprache‹ nur begrenzt möglich, außerliterarische, kulturelle Fragestellungen werden durch das Fach Landeskunde abgedeckt. Gegen eine programmatische ›interkulturelle‹ Germanistik gibt es Widerstände, denn trotz aller Differenzen wird die Zugehörigkeit zu einem Kulturraum, der historisch durch das Habsburgerreich geprägt ist, als bestimmend erfahren; demgegenüber spielt das durch die Entwicklung seit 1918 und v. a. durch den Nationalsozialismus forcierte Trennende eine geringere Rolle. Dieses Verständnis wird durch Forschungsprojekte, die vom tschechischen Staat unterstützt werden, wie die »Forschungsstelle für mährische deutschsprachige Literatur« an der Palacky Universität Olmütz (Olomouc), institutionell gestützt. Dazu kommt der aktuelle politische Ansatz, der durch die Osterweiterung der EU vorgegeben und in der der alte habsburgische Kulturraum wieder zusammengeführt wird. In einer ›deutschen Nationalphilologie‹ verbinden sich also diachrone und synchrone Impulse. Eine Auflösung der Literaturwissenschaft in einer allgemeinen Kulturwissenschaft wird wegen des bereits angeführten Sprachargumentes skeptisch gesehen. Die Studierenden, die nach Deutschland kommen, erwarten eine Vertiefung ihrer Kenntnisse der deutschen Literatur im Bereich des weiter gefassten Kanons; diese Erwartungen nicht zu enttäuschen, scheint mir eine Pflicht der deutschen Germanistik.

4. Ein kurzer Blick auf China zeigt die Notwendigkeit zur Differenzierung unter den Bildungsinstitutionen auf. Für die überwältigende Mehrheit der Hochschulen gilt die Feststellung, dass »chinesische Germanistik im wesentlichen Sprachausbildung und DaF-Training«³⁰ ist, nicht aber für die Elitehochschule Bei-Da, die Peking-Universität. Hier nimmt die Beschäftigung mit kanonischen Teilen einen hohen Stellenwert ein, Dissertationen, die von einem chinesischen Hochschullehrer und einem deutschen Kollegen betreut werden, widmen sich z. B. Thomas Mann, Robert Musil oder Günter Grass, und eine dortige Altgermanistin, An Shu-Zui, hat das *Nibelungenlied* ins Chinesische übersetzt. Die Arbeiten über ›klassische‹ Autoren verstehen sich ausdrücklich als Vermittlung herausragender Texte für die chinesische Bildungselite, gehen also durchaus von einer traditionellen Werteposition aus.

30 Hernig, Marcus: *China und die interkulturelle Germanistik*. München 2000. S. 484.

Die Betrachtung der vier Auslandsgermanistiken zeigt, dass drei von ihnen eine relativ ›konservative‹ Fachkonzeption haben, also mehr oder weniger ›klassische‹ Texte der deutschen Sprache mit philologischen und hermeneutischen Methoden behandeln. Die Ausweitung zur Kulturwissenschaft und die Funktionalisierung von Literatur in anderen Zusammenhängen gelten vornehmlich für die USA aus den dargelegten Gründen. Es gibt m. E. keine Notwendigkeit, sich allein an diesem Vorbild zu orientieren und es mehr oder weniger umstandslos zu übernehmen. Das würde bedeuten, dass die deutsche Germanistik die außeramerikanischen Auslandsgermanistiken als Kooperationspartner weitgehend verliert, indem sie sie als rückständig deklariert. Internationalität kann nicht nur Anpassung an die von Amerika bestimmten *global trends* sein. Natürlich bedeutet das nicht eine trotzig Abweisung der dort entwickelten Paradigmen. Diese müssen vielmehr diskutiert und in ihrer jeweiligen Reichweite evaluiert werden. Wenn ich mich in meinem vierten Teil nicht auf poststrukturalistische Theorien beziehe, so nicht, weil ich sie ablehnen würde, sondern weil sie für den Versuche einer sich wechselseitig stützenden Interpretation weniger geeignet sind.

IV. Im letzten Teil meines Beitrags zeige ich das Konzept der methodischen ›Grenzüberschreitung‹ zwischen ›Älterer‹ und ›Neuerer‹ Literatur an der Interpretation von zwei Texten, die zum klassischen Kanon gehören und dem Verstehen der sprachlichen Komplexitäten und der poetischen Strukturen große Aufgaben stellen. Ich behandle die beiden Werke nur in dieser Hinsicht und verzichte auf mögliche historische, anthropologische und kulturwissenschaftliche Kontextualisierungen.

Als Beispiel für die wechselseitige Fruchtbarmachung der Analyse und Interpretation nehme ich ein Lied Heinrichs von Morungen (um 1200) und ein Gedicht aus Paul Celans Lyrikband *Die Niemandsrose* (1963) ›Huhediblu‹. Es geht mir um 1. die Betrachtung der Genese der Texte und 2. die Arbeit mit den verschiedenen intertextuellen Bezügen.

1. Celan hat die Textgenese seiner Gedichte nicht nur gut dokumentiert, sondern offensichtlich gewollt, dass sie nachvollzogen werde, da er die Textzeugen in Mappen gesammelt hat. Die ›Tübinger Ausgabe‹ mit dem Paralleldruck verschiedener Fassungen ist also nicht eine editorische ›Luftnummer‹, sondern entspricht impliziten Intentionen des Autors. Das bedeutet auch, dass sie zum Verständnis der Poetologie und der Semantik der Endfassung herangezogen werden kann, ja sollte.

HUHEDIBLU

Schwer-, Schwer-, Schwer-
fälliges auf
Wortwegen und -schneisen.

Und – ja –
die Bälge der Feme-Poeten
lurchen und vespem und wispem und vipern,
episteln.
Geunktes, aus

Hand- und Fingergekröse, darüber
schriff fern eines
Propheten Name spurt, als
An- und Bei- und Afterschrift, unterm
Datum des Nimmermenschtags im September –:

Wann,
wann blühen, wann,
wann blühen die, hühendiblüh,
huhediblu, ja sie, die September-
rosen?
Hüh – on tue ... Ja wann?

Wann, wannwann,
Wahnwann, ja Wahn, –
Bruder
Geblendet, Bruder
Erloschen, du liest,
dies hier, dies:
Dis-
parates-: Wann
blüht es, das Wann,
das Woher, das Wohin und was
und wer
sich aus- und an- und dahin- und zu sich lebt, den
Achsenton, Tellus, in seinem
vor Hell-
hörigkeit schwirrenden
Seelenohr, den
Achsenton tief
im Innern unsrer
sternrunden Wohnstatt Zerknirschung? Denn
sie bewegt sich, dennoch, im Herzsinn.

Den Ton, oh,
den Oh-Ton, ah,
das A und das O,
das Oh-diese-Galgen-schon-wieder, das Ah-es-gedeiht.

auf den alten
Alraunenfluren gedeiht es,
als schmucklos-schmückendes Beikraut,
als Beikraut, als Beiwort, als Beilwort,
ad-
jektivisch, so gehn
sie dem Menschen zuleibe, Schatten,
vernimmt man, was
alles Dagegen –
Feiertagsnachtisch, nicht mehr, –:

Frugal,
 kontemporan und gesetzlich
 geht Schinderhannes zu Werk,
 sozial und alibi-elbisch, und
 das Julchen, das Julchen:
 daseinsfeist rülpst,
 rülpst es das Fallbeil los, – call it (hott!)
 love.

Oh quand refleuriront, oh roses, vos septembres?

2. Die mittelhochdeutsche Lyrik ist in Handschriften überliefert, die siebzig bis einhundert Jahre nach den ›klassischen‹ Texten, etwa Morungen, entstanden sind. In einigen Fällen, so dem von mir betrachteten, liegen zwei deutlich verschiedene Fassungen vor: a (aus der Kleinen Heidelberger Liederhandschrift A) und b (aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift C) mit einer Variante der Handschrift B (Stuttgarter Liederhandschrift).³¹

XI a (nach A)

- I Ich bin iemer ander und niht eine
 der grôzen liebe, der ich nie wart vfr.
 wâren nû die huotære alle gemeine
 toup unde blint, swenne ich ir waere bî,
 Sô mohte ich mîn leit
 eteswenne mit sange ir wol künden.
 mohte ich mich mit rede zuo ir gevrûnden,
 sô wurde wonders vil von mir geseit.

XI b (nach C)

- I Ich bin iemer der ander, niht der eine
 der grôzen liebe, der ich nie wart vfr.
 ôwê, wâren die huotære algemeine
 toup unde blint, swenne ich ir wære bî,
 Sô möhte ich mîn leit
 eteswenne mit gelâze ir künden
 unde mich mit rede zuo ir gevrûnden,
 sô wurde ir wunder vil von mir geseit.
- II Mîner ougen tougenlichez sehen,
 daz ich ze boten an si senden muoz,
 daz neme durch got von mir vür ein vlêhen.
 und obe si lache, daz sî mîn gruoze.
 Ich enweiz, wer dâ sanc:
 »ein sitich unde ein star âne sinne
 wol gelerneten, daz siu sprâchen ›minne‹.«
 wol, sprich daz unde habe des iemer danc.
- III Wolte sî mîn denken vür daz sprechen
 und mîn trûren vür die klage verstân,
 sô müese in der niuwen rede gebrechen.
 owê, daz iemen sol vür vuoge hân.
 Daz er sêre klage,
 daz er doch von herzen niht meinet,
 also einer trûret unde weinet
 unde er sîn niemen kann gesagen.

31 Die jüngste Deutung des Liedes von Egidi, Margreth: »Mouvance der Textsituation und des Textes (Heinrich von Morungen MF 131,25)«. In: *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000*. Hrsg. von Peter Wiesinger. Bern u. a. 2002, S. 219–227.

- | | |
|--|---|
| <p>III Sît si herzeliebe heizent minne,
so enweiz ich, wie diu liebe heizen sol.
liebe won mir dicke in mînen sinnen.
liep het ich gerne, leides enbære ich wol.
Liebe diu gît mir
hohen muot, dar zuo vreude unde wunne.
sô enweiz ich, waz diu leide kunne,
wan daz ich iemer trûren muoz von ir.</p> | <p>IV Sît diu herzeliebe heizet minne,
sône weiz ich niht, wie diu leide heizen sol.
herzeliebe wont mir in dem sinne.
liep het ich gerne, leides enbære ich wol.
Diu guote diu mir gît
hohen muot, dar zuo vrôide unde wunne.
sône weiz ich, waz diu liebe kunne,
wan daz ich iemer trûren muoz nâch ir.</p> |
| <p>II Sî ensol niht allen liuten lachen
alsô von herzen same sî lachtet mir,
und ir ane sehen sô minneclîch niht machen.
waz (hât) aber ieman ze schouwen daz an ir.
Der ich leben sol
unde an der ist mîn wunne behalten?
jâ enwil ich niemer des eralten.
swenne ich sî sihe, mit sî von herzen wol.</p> | <p>V Sî ensol niht allen liuten lachen
alse von herzen, sam sî lachtet mir,
und ir ane sehen sô minneclîchen machen.
waz hât aber ieman daz ze schouwen an ir.
Der ich leben sol,
und an der ist al mîn wunne behalten?
joch enwil ich niemer des eralten,
swenne ich sî sihe, mir ensî von herzen wol.</p> |

Übersetzung von XI b

- I Ich bin immer der Andere und nicht der (mit sich) Einige,
bei meiner großen Liebe, von der ich nie freigekommen bin.
Ach, wären die Wächter allesamt
taub und blind, wenn ich bei ihr wäre.
- 5 Dann könnte ich ihr mein Leid
zuweilen mit Gebärden kundtun
und mich mit Worten ihr zum Freund machen.
Dann würde ich ihr viel Wunderbares sagen.
- II Den heimlichen Blick meiner Augen,
den ich als Botin ihr senden muß,
das nehme sie um Gottes Willen von mir als Bitte an.
Und wenn sie lächelt, dann sei das ein Zeichen des Entgegenkommens für mich.
- 5 Ich weiß nicht, wer da gesungen hat:
»Ein Sittich und ein Star ohne Verstand
die hätten längst gelernt ›Minne‹ zu sagen.«
Gut, sage das und trage für immer Dank davon.
- III Wollte sie mein Denken an Stelle meines Sprechens
und meinen Schmerz statt der Klage annehmen,
so müßte den Leuten dieses neue Lied hier fehlen.
Ach, daß jemand als richtiges höfisches Benehmen ansieht,
5 daß er heftig klagt,
obwohl er es im Herzen nicht meint
so, wie wenn einer leidet und weint
und er es niemandem sagen kann.
- IV Nachdem die »Minne« jetzt »herzeliebe« (Liebe aus dem Herzen) heißt,
weiß ich nicht, wie das Leid (nun) heißen soll.
»herzeliebe« füllt mich (nämlich) aus, (aber)
die Geliebte/Lust/Freude hätte ich gern, – auf (mein) Leid könnte ich verzichten, –

- 5 die Edle (hätte ich gern), die mir Hochstimmung, Freude und Wonne schenkt.
Dagegen weiß ich nicht, was die Liebe/Geliebte (wirklich) vermag
– außer, daß ich für immer nach ihr mich leidvoll sehnen muß.
- V Sie soll nicht allen Leuten
so von Herzen zulächeln, wie mir,
und ihre Blicke so liebebreizend machen.
Was hat denn irgendjemand sie anzusehen.
- 5 für die ich leben muß
und an der meine ganze Lust und Freude liegt?
Ja, ich will immer dabei bleiben:
wenn ich sie sehe, tut es mir im Herzen gut.

Für die Existenz der beiden Fassungen werden zwei, bzw. drei mögliche Erklärungen angenommen, die heterologe, in zwei Varianten, oder die homologe Variation. Die heterologe Variation sei durch die schriftliche oder auch mündliche Überlieferung entstanden, also durch Schreiberänderungen – so die ältere – oder Sängervariation – so die jüngere Meinung. Dann kann nur die längere Variante b der Ausgang gewesen sein, da die zwei Plusstrophen stilistisch ganz zu den drei der Fassung a passen; a müsste also eine sekundäre Kurzfassung sein. Homologe Variation läge vor, wenn der Autor selber zwei Fassungen geschaffen hat, evtl. zum Vortrag bei verschiedenen Gelegenheiten oder im Sinn einer Textteleologie wie im Fall von Celan. Vor allem letztere Auffassung gilt vor einem ›modernen‹ Textverständnis der *mouvance*, d. h. des prinzipiell beweglichen Textes mit gleichwertigen Varianten, als verpönt. Die ältere Forschung versuchte mit Hilfe des Prinzips der *lectio difficilior* den ursprünglichen Autortext zu erschließen, d. h. dass die komplexere Fassung, die interpretatorisch die schwierigsten Aufgaben stellte, die autor nächste sein musste, da man den Prozess der Überlieferung als Dekomplexisierung betrachtete.

3. Ich verstehe die Genese der Morungenschen Fassungen analog zur Textgenese der *Niemandrose*. Celan arbeitet am ursprünglichen Textentwurf im Sinn einer Rhetorisierung und Poetisierung, macht aus dem gewöhnlichen Wort das ungewöhnliche, aus dem Allgemeinen das Besondere, verwischt Spuren mit dem Ziel einer Polysemantik, die aber durch die gewollte Tradierung der Vorstufen wieder zurückgenommen scheint. Als Beispiel diene aus dem Gedicht »Huhediblu« die Ableitung des Titels aus einem Zitat von Paul Verlaine (»Oh, [V.: Ah!] quand refleurrissent les roses de Septembre!«), das ins Deutsche übersetzt »warum blühen ... wieder die Septemberrosen?«, wortspielerisch-lautmalend weiterentwickelt wird: »wannblühendie, hühen-di(e) blü«, dann mit französischer Graphie »huhendiblu« im Reim auf »on tue«, schließlich in der Endfassung »huhediblu«, ein sinnentleerter »Wortstumpf« der durch den Reim auf »on tue« eine intrikate Verbindung von Deutschem und Französischem suggeriert. Nicht überhören sollte man die sinistre Klassifikation, die Assoziationen zu ›Ruckediku – Blut ist im Schuh‹ aufkommen und außer der roten Farbe wenig von den einst blühenden Rosen erahnen lässt. Vergleichbare Weiterentwicklungen greifen Verfahren der kon-

kreten Poesie (Variation, Onomatopoesie) und der Nonsense-Poesie auf oder sind nur poetisierende Weiterentwicklungen (›Nimmerleinstags‹ zu »Nimmermenschtags«). Aus dem Namen ›Samuel‹ wird »eines Propheten Name«. So wird eine konkrete Anspielung auf den Verleger Samuel Fischer zwar verrätelt, der Kontrast zu dem rechtskonservativen Verlagsprogramm seines Nachfolgers jedoch verdeutlicht. Der Vorgang der ›verrätelnden Verdeutlichung‹ ist charakteristisch für die Textgenese. Die sprachkritische Dimension kann hier nicht verfolgt werden.

Wenden wir dieses Prinzip auf Morungen an, wird damit nicht ein biographisches Paradigma übernommen, sondern ein poetologisches Prinzip herausgestellt. Wer letztlich für die Variation verantwortlich ist, bleibt offen.

Die Fassung a ist recht konventionell: Permanenz der Liebe, die Aufpasser – eines der klassischen Motive seit dem frühen Minnesang –, die Eloquenz des Sängers. Die Rolle des Gesangs ist die topische: Erregung der Liebe (1. Strophe). Reduktion der Kommunikation und Ent-Eindeutigung ist das Thema von Strophe 2: die Schönheit zieht die Blicke aller auf sich, das erregt die Eifersucht des Sängers (neues Motiv). Walthers von der Vogelweide Gebrauch von *herzeliebe* (Herzensfreude/Liebe aus dem Herzen) statt *minne* (Dienst) ist abzulehnen, denn die eigene Erfahrung spricht dagegen: sonst müßte die »Liebe« (Geliebte) Freude und Wonne schenken, der Sänger (als Minnender) aber leidet für immer. Morungen setzt sich sowohl mit der Tradition, wie mit dem aktuellen Sprachgebrauch auseinander. Damit ist sein Handeln dem Celans in der Verwendung aktueller poetischer Muster neben traditionellen Worten und Zitaten, z. B. dem von Verlaine, vergleichbar. Der Gedankenablauf – Bedeutung des Gesangs in der Liebe im Irrealis, Realität der Attraktivität als Huldigungs- und Liebesaspekt für alle ohne Berücksichtigung der besonderen Leistung des Sängers als intensiv und exklusiv Liebender. Ablehnung der Auflösung des Liebesparadox‹ durch Umdefinition, also durch einen literarischen Kunstgriff – ist mäßig komplex. Morungen inszeniert sich als traditioneller Sänger, der an der »Poetik des trürens« festhält³² und daraus seine Authentizität und damit seinen Anspruch auf Besonderheit ableitet.

Die Fassung b bietet eine deutliche Komplexitätssteigerung. Das Problem der wortlosen Kommunikation und der Grenzen des Verbales in Bezug auf die Authentizitätskonstituierung werden in zwei neuen Strophen thematisiert, von denen die eine ein Selbstzitat benutzt. Die neue Strophe 2 setzt bei der Kommunikation durch visuelle Zeichen an. Dann kommt das Selbstzitat: »ein Sittich und ein unverständiger Star hätten längst (mechanisch) gelernt: ›Minne‹ zu sagen«. Der Sänger fordert sich selbst auf, das zu tun und damit den Lohn zu erhalten. In dem hier zitierten Lied VIa hatte er die verbale Liebeskommunikation als wirkungslos bezeichnet, weil sie angesichts des topischen

32 Kasten, Ingrid: *Frauendienst bei Trobadors und Minnesängern im 12. Jahrhundert. Zur Entwicklung und Adaption eines literarischen Konzepts*. Heidelberg 1986, verwendet dieses Schlagwort zur Charakterisierung der Haltung Reinmars.

Charakters des Minnesangs als mechanisch verstanden werden kann. Die Alternative (Strophe 3 b) bestünde in dem Verzicht auf den sängerischen Vortrag, was die gesellschaftliche Position des Sängers gefährdet, da die Leute neue Lieder von ihm verlangen. Doch Gefühl und performativische Äußerung entsprechen einander nicht unbedingt. Daran schließt sich jetzt die alte Strophe 3: die Neudefinition à la Walther löst das Problem nicht. Sie bringt die Kommunikation nicht weiter und ändert nichts am Leid des Sängers. Die Sprachkritik wird also mit Kunstpolemik gegen einen Konkurrenten verbunden. Somit erhält die Strophe 5 (alt: 2) einen neuen Sinn: die Entscheidung für die konventionelle Minne in der Gesellschaft, wo das Anblicken allein den Lohn der Freude schenkt, erfolgt nach dem Durchgang durch die Problematik auf einer bewussten Ebene. Das Ziel ist also eine Minnehaltung im ›alten Stil‹ trotz der Einsicht in die ›Leid-Falle‹ der Konstruktion ›hohe Minne‹. Die alte Ordnung wird durch die bewusste Annahme erneuert. Daraus resultiert dann eine Freude höherer Ordnung.

Es geht mir nicht nur darum, verblüffende Parallelen in der Thematik-, Sprach- und Poesiekritik und -polemik zwischen Celan und Morungen aufzuzeigen, sondern um den Ertrag einer textgenetischen Betrachtung für Morungens Gedicht. Wenn man die Fassung a als eine Vorform der Fassung b ansieht, so wird die Zielrichtung Morungens deutlich: die u. a. in Strophe 2a nur angedeutete Funktion der visuellen nonverbalen Kommunikation wird ausgearbeitet und damit die Sprachkritik differenzierter begründet. Die Polemik gegen den Konkurrenten erhält damit eine bessere Fundierung.

4. Die intertextuellen Bezüge bei Celan erstrecken sich einmal auf das bereits genannte Gedicht von Paul Verlaine, dann auf eines von Apollinaire (Schinderhannes) sowie eine Anspielung auf einen Roman von Arnold Zweig und ein Gedicht von Hans Magnus Enzensberger.³³ Die Zitate perspektivieren v. a. die Gedichtreferenzen auf den Antisemitismus historisch und objektivieren den aktuellen Anlass der Anfeindungen gegen den Autor, sie stellen zudem die poetologische Auseinandersetzung in einen weiten Kontext.

Vergleichbar ist die Funktion der Intertextualität bei Morungen. Bezüge auf den frühen deutschen Minnesang und auf Bernard von Ventadorn³⁴ geben die Gattungstradition, sowohl die heimische wie die romanische, als Hintergrund der aktuellen Kunstpolemik gegen den Zeitgenossen Walther vor. In Fassung b umrahmen die beiden konventionellsten Strophen die avancierte Sprach- und Poesiediskussion. Celan hat den ursprünglichen Beginn mit dem Verlaine-Zitat später gestrichen und den Rahmencharakter damit verwischt, der Titel »Huhediblu« ist ja eine Variation der deutschen Übersetzung. Ähnlich wird bei Morungen in den beiden Eingangszeilen eine Verfremdung des – durchaus traditionellen – ›Ich-Eingangs‹ vorgenommen: »Ich bin immer der

33 Konitzky, Ulrich: »Huhediblu«. In: Lehmann: *Kommentar zu Paul Celans ›Die Niemandrose‹* (s. Anm. 1), S. 295–306, hier S. 297.

34 Vgl. die Nachweise bei Kasten, Ingrid (Hg.): *Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalter*. Frankfurt a. M. 1991, S. 770–773 (mit Literatur).

Andere/der Zweite, nicht der (mit sich) Eine« deutet voraus auf die aus der Problematik der Liebeskommunikation resultierende Zerfallenheit mit sich selbst, in einen innerlich Liebenden und äußerlich singenden, zwischen denen keine Kommunikation möglich scheint, da die Worte mit den inneren Erfahrungen nicht zur Deckung zu bringen sind.

Was aber bringt die Beschäftigung mit Morungen für die Moderne, für Celan? Vornehmlich die Problematisierung der textgenetischen Interpretation der Endfassung. Die Kommentare der Interpreten decken die Herkunft bestimmter Wendungen – so z. B. des Ersatzes von »Samuel« durch »eines Propheten« auf. Der Bezug auf den Verleger ist von Celan bewusst entkonkretisiert worden: es geht nunmehr grundsätzlich um den Missbrauch eines anerkannten Namens zur Legitimierung von problematischen poetischen Produktionen, wobei dieser Name durch die Benennung als »Prophet« auch (aber nicht nur) mit dem Judentum konnotiert wird. Aufgabe wäre also – neben einer textgenetischen – eine aus dem Endtext entwickelte Interpretation bzw. eine Analyse, wie die Veränderung gemacht ist und was sie leistet. Das Umgehen mit dem biographisch voraussetzungslosen mittelhochdeutschen Text kann also sehr wohl methodische Anregungen für die Beschäftigung mit dem Celan-Gedicht geben. Die programmatische Funktion von Intertextualität scheint mir in beiden Fällen sehr ähnlich gelagert.

Es kann nur angedeutet werden, welche Möglichkeiten der Austausch von Interpretationsansätzen und -methoden zwischen älterer und neuerer Literatur ergibt. Zweifellos sind sie bei den vorgestellten editorischen und binnenliterarischen Methoden am offensichtlichsten; sie wären zu ergänzen durch im engeren Sinn kulturwissenschaftliche. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft als Anthropologie der Erfahrung und ihrer Repräsentation in Symbolen und Ritualen wäre auch am Minnesang darstellbar, wie die Arbeiten zur Performativität zeigen, oder die Rolle der Interpretation von bestimmten Texten für das Selbstverständnis der Germanistik ließe sich an Wolframs *Parzival* und Gottfrieds *Tristan* demonstrieren; für das *Nibelungenlied* ist das ja – wenngleich z. T. nicht ohne plakative Teleologie – unternommen worden.

Abschließend plädiere ich nun keinesfalls für eine blinde Fortschreibung der philologischen Traditionen. »Re-philologisierung« muss vielmehr eine selektive und reflektierte Aneignung des Überkommenen, relativiert und renoviert durch die Kontakte mit den GaF-Bedingungen und Möglichkeiten sein. Damit werden die theoretischen Impulse vornehmlich aus den USA nicht ausgeblendet, wohl aber ihr nicht selten vertretener hegemonialer Anspruch zurückgewiesen.³⁵ Die synchrone Orientierung sollte weder an den politischen

35 Vgl. die Polemik gegen eine wissenschaftliche »Patristik« (Neopatristik!) bei Barner, Wilfried: »Das Besondere im Allgemeinen. Zur Lage der Allgemeinen Literaturwissenschaft aus der Sicht eines Neugermanisten«. In: Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter: *Die sogenannten Geisteswissenschaften*. Frankfurt a. M. 1995, S. 189–203, hier S. 195.

Tagespostulaten erfolgen (›Ausländerfeindlichkeit‹) noch an den Voraussetzungen anderer Wissenschaftskulturen (›Theorieimperativ‹), sondern diese einbeziehen und anverwandeln. Selbstverständlich hat sich die Germanistik den Veränderungen des Gesellschaftlich-Kulturellen (einschließlich der Wissenschaftskultur) zu stellen; daraus ein Identitätsparadigma zu gewinnen, scheint mir jedoch problematisch.

Das oft unsystematische, Methoden zwischen Philologie und Kulturkunde eher ad hoc heranziehende Verfahren des ›Ältervaters‹ unserer Disziplin, Jacob Grimms, hat Ulrich Wyss in seiner Studie die »wilde Philologie« – in Anlehnung an Levi-Strauss – genannt.³⁶ Mit Pierre Bourdieu könnte man in diesem Zusammenhang auch von »methodologischem Polytheismus« sprechen³⁷. Die neue Deutsche Philologie könnte eine »wilde Philologie«, die Nichtfunktionales und Nichtlineares, Nichtprozessuales und Nichtteleologisches zulässt, einen Geltungspluralismus nicht im Aneinander-Vorbeireden, sondern der den Austausch zum Prinzip erhebt, werden. Sie sollte – mit Jacob Grimm – »die Worte um der Sachen willen betreiben«, aber die Worte zum Ausgangspunkt nehmen, im Wortsinn »Philologie« sein. Dann können und sollen die Texte auch kontextualisiert werden – im Sinn von historischer Anthropologie und anderen kulturwissenschaftlichen Paradigmen. Die Kernkompetenz des Germanisten sollte sprachlich-poetologisch sein, die Nutzung der Texte als Symptome kultureller und gesellschaftlicher Prozesse wäre nachgängig, wobei das vom Auswahl- bis zum Verstehensprozess präsent gehalten werden muss. Da nach neueren lerntheoretischen Überlegungen die Komplexität der Gegenstände zur Kompetenzschulung unerlässlich ist, plädiere ich für den Vorzug komplexer Texte gegenüber solchen, die lediglich charakteristisch für bestimmte außer- und innerliterarische Phänomene sind. Dass diese Texte der deutschen Literatur im weitesten Sinn entstammen, resultiert aus der Kompetenz der Betreiber und der Adressaten, ist also ein pragmatisches und kein politisch identitätsstiftendes Prinzip.

36 Wyss, Ulrich: *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*. München 1979.

37 Bourdieu, Pierre/Wacquant, J. D.: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M. 1996, S. 54.